

Der Schweinehals hat etwas mehr als ein Kilo. Oder wollen Sie dann doch lieber die Rinderlende?«, fragte fast dialektfrei, freundlich die rundliche, rosagesichtige Verkäuferin, in der Marie unschwer Antons Tochter Jasmin erkannte. Wie kann man einen solchen Trampel nur Jasmin nennen? ... Sie müsste so ungefähr 25 sein. So alt, wie ...?. Marie spürte, wie der schwarze Ballon angefüllt mit Hass, sich wieder aufzublähen begann. Sie verbot sich, den Gedanken zu Ende zu denken. Nur, sie war ja hier hereingekommen, damit der Ballon schön prall blieb und nicht irgendwann in sich zusammenfiel. Sie zog die Mundwinkel nach oben und zeigte dabei ihre Zähne. Es sah wie ein Lächeln aus. In ihrem Kopf schwirrten noch die Worte, die Dr. Müller, ihr Hausarzt, vor zehn Minuten schon zum wiederholten Mal zu ihr gesagt hatte: »Frau Strobel, ich kann nur immer wieder sagen: Ihr Mann wird sich eines Tages zu Tode essen, wenn er nicht ganz schnell seine Ernährung umstellt. Krank gegessen hat er sich ja schon. Aber das wissen Sie ja selbst.« Marie hatte mit ernsthaftem Gesichtsausdruck mit dem Kopf genickt und geantwortet: »Ich tu', was ich kann, aber Sie wissen ja, wie er ist.« Während sie das sagte, dachte sie: Den Teufel werde ich tun und dabei nickte sie noch einmal zustimmend, wobei sie es sogar fertigbrachte, ein sorgenvolles Gesicht zu machen.

Die Verkäuferin sah Marie immer noch geduldig und erwartungsvoll an. Sie hielt in jeder ihrer, von durchsichtigen Plastikhandschuhen geschützten Hände, die Fleischstücke. Sollen die Handschuhe nun die Hände oder das Fleisch schützen? Maries Gedanken schweiften immer noch ab,

aber dann antwortete sie so, als ob es eine schwere Entscheidung gewesen wäre: »Ich nehm' beides und ein Pfund gerauchten Bauchspeck können sie mir auch noch geben. Ich hätt' mal wieder Lust auf Linsen mit Spätzle und die schmecken ohne Speck nach nichts.«

Mit, »es ist einfach was Gutes«, verteidigte die Senior-Chefin Inge Mezger eines der schwäbischen Nationalgerichte. Marie sagte nichts, sie nickte nur zustimmend. Ein LKW-Fahrer, der sich gerade eine Scheibe Leberkäs auf ein Weckle legen ließ, meinte mit sehnsüchtigem Blick: »Das würd' ich heut' auch gern essen!«

Beim Verlassen der Metzgerei schaute Marie unauffällig um sich. Verärgert registrierte sie, dass ihr auch heute die Knie zitterten. Bei dem Gedanken an das viele Fleisch in ihrer Einkaufstasche überfiel sie das zwingende Bedürfnis, in einem neuen Kochbuch über gesunde Ernährung zu schmökern. Immer, wenn sie ihrer Meinung nach ungesunde Lebensmittel eingekauft hatte, fühlte sie sich gezwungen, den Inhalt ihrer Tasche mit etwas Vernünftigen und wenn es nur geschriebene Worte waren, auszugleichen und zuzudecken.

Marie fuhr die Straße, die sie gerade gekommen war, nochmals zurück zur Hofbuchhandlung. Das Gespräch mit Dr. Müller hatte sie so beschäftigt, dass sie vorher, noch ganz in Gedanken, am Bücherladen vorbeigeradelt war. Normalerweise schaute sie wenigstens kurz in die Auslagen und meistens fand sie auch etwas, vor allem unter den Kriminalromanen. Edle Schweizer Schokolade, Kriminalromane und Bücher über Afrika waren ihre großen Schwächen. Den Büchern frönte sie ausgiebig. Schokolade gestattete sie sich nur in Ausnahmefällen. Ihre gelegentlichen Attacken auf die zart schmelzende, braune Verführung empfand sie eher als Ausrutscher.

Der Lenker ihres Fahrrades fühlte sich trotz des Sonnenscheins eisig an. Marie bedauerte, keine Handschuhe ein-

gesteckt zu haben, aber jetzt Mitte April wollte sie nicht dadurch, dass sie vorsorglich Handschuhe trug, schlechtes Wetter heraufbeschwören. Außerdem war sie wütend, weil Franz sich mit dem Auto, ohne ihr etwas zu sagen, wer weiß wo, herumtrieb. Und sie war auch noch so dumm und hatte sich mit dem Fahrrad auf den Weg gemacht, um das neue Rezept für sein Insulin und die Spritzen abzuholen. Aber sie unterstützte damit auch das Bild der treusorgenden Ehefrau, das sie nach außen unbedingt aufrechterhalten wollte. Marie tröstete sich. Sie selbst tat etwas für ihre Gesundheit. Sie war an der frischen Luft, hatte im Buchladen gestöbert und schenkte sich zur Belohnung einen Krimi von Ingrid Noll und ein neues Gesundheitsbuch und dem Franz würde sie heute einen extra Löffel Schmalz unter das Blaukraut rühren, aber erst nachdem sie sich ihre Portion geschöpft hatte.

Anschließend in der Hofapotheke wurde sie, wie eigentlich überall, sehr freundlich begrüßt und bedient. Kein Wunder, sie ließ dort jeden Monat mehr Geld für Medikamente liegen, als manche Familie zum Leben zur Verfügung hatte. Ihr Mann, der Franz, war schließlich Privatpatient. Marie war noch immer, trotz ihres Vermögens, AOK Mitglied. Wenn man nie krank war, konnte man auch an der Krankenkasse sparen. Dafür, dass Franz nicht mehr lange seine Krankenversicherung belasten würde, wollte sie schon sorgen.

Die Donau versteckte sich noch unter den letzten Resten von milchig weißem Nebel. Schon bald würde sie wieder glitzernd und träge, wie ein silbernes Band, in der Morgensonne fließen. Bevor Marie aus der Burgstraße über die Donaubrücke in den Tunnel der Eisenbahnunterführung eintauchte, warf sie einen Blick zum Schloss hinüber und wie immer ging ihr das Herz auf. Sie war mit diesem Blick aufgewachsen und stolz darauf. Nicht alle Kinder hatten auf

ihrer täglichen Schulweg ein so prächtiges, fantasieanregendes, richtiges Schloss. Sie stellte auch heute wieder fest, dass das Schloss von der Donauseite aus betrachtet, also von ›ihrer Seite‹ aus, viel beeindruckender war als von der Stadt aus. Dort versperrten zu viele Häuser, Gebäude und Vorbauten den freien Blick. Das Schloss stieg nur langsam aus der Stadt auf. Außerdem war weder die Donau noch der Felsen, auf dem das Schloss thronte und die es so imposant aussehen ließen, von Süden aus zu sehen.

Irgendwie gehörte das Schloss auch ein bisschen ihr. Das Schloss war ein nicht wegzudenkender Teil ihrer Kindheit, ihrer ganzen Vergangenheit und auch ihres jetzigen Lebens. ›Das Schloss und Sigmaringen gehören zusammen‹, war ein Spruch ihrer Großmutter gewesen. Schließlich musste gerade sie wissen, wovon sie sprach. Maries Großmutter Franziska hatte ihr Leben lang als Bedienstete im Schloss gearbeitet. Sie war stolz und dankbar für den schönen Arbeitsplatz, der ihr, auch nachdem ihr Mann aus dem Ersten Weltkrieg nicht zurückkam, sicher geblieben war. Maries Mutter wurde auf den Namen Amalie getauft und erst elf Monate nach dem letzten Heimaturlaub des Vaters geboren. Übertragen, sagten die Leute hinter vorgehaltener Hand und rollten bedeutungsvoll die Augen in Richtung Schloss. Maries Großmutter Franziska war damals jung und hübsch gewesen. Sie hatte blonde Locken und Zähne wie Perlen, die sie gerne beim Lachen zeigte und die sie alle, ohne je einen Zahnarzt gesehen zu haben, in ihrem 81sten Lebensjahr mit ins Grab nahm. Ihre jüngste Tochter Amalie, Maries Mutter, war groß, schlank und hatte ihr Leben lang immer Probleme mit ihren Zähnen. Sie hatte strohblondes, glattes, langes Haar, das sie seit Marie sich erinnern konnte, mit zwei Kämmen am Hinterkopf eingeschlagen trug. Ihr Gesicht war länglich, aristokratisch, so hatte sie es selbst bezeichnet. Im Gegensatz zu ihrer drei Jahre älteren Schwester, Maries Tante Rosa, die auf alten Fotos ganz wie

ihr Vater aussah. Rosa hatte dunkle Haare, ein rundes Gesicht mit Stupsnase und eine stämmige Figur.

Marie hatte viel Ähnlichkeit mit ihrer Mutter Amalie. Sie hatte auch ihre nicht gerade guten Zähne geerbt und bereits seit einiger Zeit eine Teilprothese, die sie aber zu verheimlichen suchte. Ihr einst von Natur aus blondes, in der Zwischenzeit ergrautes, kurzes Haar, ließ sie regelmäßig alle sechs Wochen färben und kurz schneiden. So wie Sharon Stone, die amerikanische Filmschauspielerin. Marie war älter als Sharon und vermutlich auch etwas kleiner. Aber sie sah ihr ähnlich und sie achtete darauf, die Haare immer so geschnitten zu bekommen, wie Sharon Stone sie gerade trug. Ihre Friseurin wusste das und beim letzten Besuch hatte sie ein neues Foto von Sharon aus einer Klatschzeitung ausgeschnitten und es Marie gezeigt. Während Marie auf dem Stuhl Platz nahm, fragte sie: »Und Frau Strobel, ist das auch unser Schnitt heute?« Marie brauchte nur zu nicken.

Sie hätte es sich leisten können, öfter zum Friseur zu gehen, aber sie sah darin nur eine Verschwendung von Zeit und Geld. Außerdem konnte sie dazu ihren Hund, den sie liebevoll »Buele« nannte, nicht mitnehmen. Am Tag zuvor hatte sie mal wieder den Friseurbesuch hinter sich gebracht und somit für die nächsten Wochen Ruhe. Franz hatte sich so lange um ihren Liebling gekümmert. Er zeigte ihr dann auch sehr deutlich, dass er es nur widerwillig getan hatte.

Die erste Hälfte ihres Weges den Brunnenberg hinauf strampelte Marie fast lässig und ohne vom Rad abzusteigen. Den Rest dagegen schaffte sie nicht ganz so mühelos. Immerhin wurde sie in der nächsten Woche 65 und es war ja erst Frühling. Nach dem langen Winter fühlte sie sich noch nicht richtig fit. Ihr momentanes Lauftraining hinkte ihrem Herbstpensum hinterher. Sie schob ihr Rad hinter das Haus. Franz silberne A-Klasse parkte nicht vor dem Haus.

Ein kurzer Blick in die zur Garage umgebaute, gerade offen stehende, alte Scheune, bestätigte ihr, dass er noch nicht wieder zuhause war.

Als Marie den Schlüssel ins Schloss steckte, konnte sie bereits das aufgeregte Auf-der-Stelle-treten und das Kratzen der Nägel der Pfoten ihres Hundes auf dem Laminatboden des Hausflurs hören. Es wurde begleitet von einem unterdrückten, freudigen Winseln und Schnauben. Ado, der eigentlich Adolf von Irgendwo hieß, stand, mit seinem dünnen Schwanz heftig wedelnd, direkt hinter dem Eingang. Er erwartete sie ungeduldig. Marie zwängte sich mit ihrer vollen Tasche vorsichtig durch die halb geöffnete Tür. Sie schloss sie mit dem Ellbogen und lehnte sich dagegen. Der Hund setzte sich zitternd vor Aufregung vor sie und schaute sie mit bettelndem Blick an. Er war gut erzogen und blieb wirklich sitzen, bis sie rief: »Ja, wo ist denn mein Schatz? Ja, wo isch denn 's Buele?« Dabei klopfte sie sich mit der freien Hand auf ihre, vom vielen Joggen kräftigen aber nicht dicken Schenkel, die in braunbeigen, karierten, unempfindlichen Wollhosen steckten. Das war das Zeichen, oder besser gesagt der Startschuss. Der Hund sprang ihr aus dem Stand entgegen, während er vor Freude winselte und sein nasses Maul sich ihrem Gesicht näherte. Er warf sie fast um. Aber sie war darauf vorbereitet. Sie ließ ihre Einkaufstasche fallen und suchte Halt an der Tür. Ado wusste nicht wohin mit seiner Freude, weil sein Frauchen wieder da war. Eine Begrüßung nach monatelanger Abwesenheit hätte nicht stürmischer ausfallen können. Marie drehte ihr Gesicht etwas zur Seite, weil sie nicht unbedingt auf den Mund geküsst werden wollte. Sie wischte sich lachend die nasse Backe ab und den Sabber von ihrer hellbraunen Steppjacke. Sie rief nur einmal energisch: »Aus!« und versuchte dabei ein ernsthaftes Gesicht zu machen. Ado warf sich daraufhin auf den Boden und hielt Marie seinen Bauch entgegen. Sein Hinterteil rutschte dabei unablässig hin und her. Mit seinen

Beinen ruderte er wie ein Maikäfer in der Luft, voller Vorfreude, dass er nun ausgiebig getätschelt, gekrault, gestreichelt und gekitzelt werden würde. Als Marie mit ihren kalten Händen seinen Bauch berührte, zuckte er zusammen, warf dann seinen Kopf nach hinten und genoss seine Streicheleinheiten fast menschlich. Marie rieb, streichelte und klopfte den ganzen Hund, bis ihre Hände wie durch ein Büschel Brennnesseln gezogen, vor Wärme prickelten. Sie packte ihr Buele zärtlich an der Schnauze und das ›Hund‹ ließ sie spielerisch seine scharfen Zähne spüren.

Ado war ein einziges braunes Muskelpaket von einem Staffordshire Bullterrier. Kaum einen halben Meter Schulterhöhe, aber dafür ein komprimiertes Kraft- und Energiebündel. Der Blick aus seinen braunen Augen hing unverwandt an Marie. Die Geräusche, die aus seinem rehbraunen Bauch drangen, waren dem Schnurren einer Katze nicht unähnlich. »So, jetzt reicht es aber!«, sagte Marie und griff nach ihren Einkäufen. Der Hund folgte ihr in die Küche, während er immer wieder an ihr hochsprang. Marie packte zuerst das Rinderfilet aus und schnitt davon ein Stück für ihren Liebling ab. Dann erst briet sie den Schweinehals für ihren Mann an. An das Blaukraut, das sie bereits am Vortag zubereitet hatte – Blaukraut muss aufgewärmt werden, dann schmeckt es erst richtig –, gab sie noch einen extra-großen Löffel Schweineschmalz, aber erst nachdem sie für sich etwas in einen kleinen Kochtopf gefüllt hatte. Während die Kartoffeln für das Püree kochten, briet sie das Rinderfilet rosa und teilte sich ein Stück des Fleisches, das zart wie Butter im Mund zerging, mit dem Hund. Den Rest des Filets schnitt sie in kleine Scheiben und packte es in eine Tupferdose mit dem Aufkleber ›Hund‹. Die Dose kam in den Kühlschrank. Als Marie im angrenzenden Esszimmer, das »Schtub« genannt wurde, im Gegensatz zum Wohnzimmer, in dem der Fernseher seinen Platz hatte, den Tisch deckte, verzog sich Buele in seinen Korb in der Küche. Von dort

aus hatte er durch die offene Tür immer sein Frauchen im Blickfeld.

Das Buch, das Marie am Morgen gekauft hatte, war ein Buch über Heilfasten. Heilfasten war groß in Mode. Im Fernsehen hatte sie neulich einen Bericht darüber gesehen. Man wanderte den ganzen Tag und aß nichts. Nur Wasser, Kräutertee und eine dünne Gemüsebrühe waren erlaubt. Die Leute, Männlein und Weiblein aller Altersklassen, hatten sich dabei sauwohl gefühlt. Marie legte das Buch mit der Schrift verkehrt herum neben ihren Teller, sodass Franz von der gegenüberliegenden Seite des Tisches, den Titel mit einem Blick erfassen könnte.

Kurz nach halb eins kam er schwer atmend durch die Hintertür und den langen Flur in die kleine Diele gestampft. Der Flur trennte den Wohnbereich vom alten Wirtschaftsteil mit Stall und Scheune. Von der Diele aus ging es rechts in das Bad und direkt daneben in die Speisekammer. Früher lagerten dort größere Vorräte an Mehl, Schmalz, Wurstkonserven und von all dem, was der Garten so hergab. Heute standen dort die Gefriertruhe, der Bierkasten und die Gastherme. Die Tür links von der Diele führte in das Wohnzimmer und geradeaus ging man in die Küche. Das Esszimmer erreichte man nur durch die Küche. »Essen fertig?«, rief Franz fragend auf dem Weg ins Bad. Der Geruch von Gebratenem war ihm schon vor der Hintertür appetitlich in die Nase gestiegen. »Fertig«, sagte Marie und schnitt den fetten Braten, aus dem der Saft quoll, in dicke Scheiben für Franz und eine hauchdünne für sich selbst. Das Fleisch würde für heute und morgen reichen und für ein Vesper am Abend sicher auch noch. Franz aß gern kalten Braten mit Senf und frischem Bauernbrot und dazu trank er ein nicht zu kaltes Bier. Als er sich an den Tisch setzte, bemerkte Marie, dass er ein hellblaues Hemd trug und eine blau gestreifte Krawatte über seinen Bauch hing. Nur für ganz bestimmte, wichtige Anlässe war er bereit, sich zu ei-



ner solchen Verkleidung aufzuraffen. Außerdem hatte er reichlich Aftershave benutzt. Sie hatte es schon gerochen, als sie von ihrem Morgenspaziergang mit Buele zurückgekommen war. Franz musste das Haus kurz vorher verlassen haben. Sein Duftwässerchen, ›Eau Sauvage‹ von Dior, hatte noch in der Luft gehangen. Sie hatte es bei ›Douglas‹ in Ulm gekauft, weil ihr der Name gefiel und es so frisch zitronig roch. Sie hatte es ihrem Mann dann zu Weihnachten geschenkt.

Marie bemerkte seinen Blick auf ihr neues Buch. »Das solltest du auch mal lesen«, sagte sie mit Betonung auf dem du. Franz gab einen undefinierbaren Laut von sich, machte eine wegwerfende Handbewegung und legte sich die dickste Scheibe Fleisch auf den Teller. Dann kam ein Berg Kartoffelbrei daneben. In den Kartoffelbrei drückte er mit dem Löffel eine glatte, tiefe Kuhle, die er mit reichlich brauner Soße füllte, bis sie überzulaufen begann und der Rand vor goldenem Fett glänzte. Vom grünen Salat badete er drei Blätter in dem so vorbereiteten »Kächele«, damit sie schön weich und lappig wurden und von alleine den Hals hinunterrutschten. Damit hatte er, seiner Meinung nach, seinen Pflichtteil an Vitaminen gegessen. Vom Blaukraut schöpfte er sparsam. Es war kein Platz mehr auf seinem Teller. Er aß wie üblich viel zu schnell. Während er noch kaute, stand die nächste Gabel schon einfuhrbereit vor seinem für einen Mann viel zu schönen Mund mit vollen Lippen und kräftigen, gesunden, weißen Zähnen. Marie hätte gern seinen Mund, vor allem seine Zähne gehabt.

Sie fragte sich, wo er den Vormittag verbracht hatte, aber Franz schwieg sich aus, und ihn direkt fragen wollte sie nicht. Sie wusste nicht, wie er reagieren würde. Er würde es ihr bestimmt als Kontrolle auslegen und dann unfreundlich werden. Als er sich zum zweiten Mal nicht gerade wenig auf seinen Teller häufte, zwang sich Marie zu einem missbilligenden, scheinbar besorgten: »Aber du weißt doch, was

der Doktor sagt«, einzuwerfen. Sie wusste, dass es Franz nicht vom Essen abhalten würde, außerdem sagte sie es ja auch erst, nachdem er sich seinen Teller wieder vollgeladen hatte. Franz blickte mürrisch auf. Dann glitt ein spitzbübisches Grinsen aus seinen grauen Augen über sein Gesicht und breitete sich bis über seine glänzende Halbglatze und sein Doppelkinn aus. Er versuchte seine etwa 150 Kilo, bei 175 cm Körpergröße, auf eine Pobacke zu verlagern. Der Stuhl ächzte. Marie wusste, was jetzt kam. Sie verzog angewidert ihren Mund und runzelte Stirn und Nase. Laut knatternd verschaffte Franz seinen geplagten Eingeweiden in seinem viel zu dicken Bauch Erleichterung. Marie legte ihr Besteck demonstrativ laut scheppernd in ihren halb geleerten Teller und verspürte den Wunsch zu flüchten. Franz versuchte ein schuldbewusstes Gesicht zu machen, konnte dabei aber seine Zufriedenheit nicht verbergen, sei es über Maries angewiderten Gesichtsausdruck oder seine körperliche Erleichterung.

Marie zwang sich sitzenzubleiben. Sie versuchte Franz zu ignorieren. Sie sah, wie schon oft, an ihm vorbei auf die Wand hinter ihm. Auf ein großes, altes Ölbild in einem breiten Goldrahmen. Es passte nicht zu der sonst eher einfachen Einrichtung des Zimmers. Mit dem viereckigen Tisch mit der abwaschbaren Blümchentischdecke, vier Stühlen aus hellem Holz, einem Büffet nicht alt nicht neu und einer Chaiselongue mit unempfindlich, klein gemustertem Stoffbezug. In einer Ecke an der Wand zur Küche sollte ein alter, grüner Kachelofen mit geschmiedeten Eisentürchen wohnliche Behaglichkeit vermitteln. Er verströmte immer noch jeden Winter seine Wärme. Trocken es Holz um ihn zu füttern, lag zu hohen Reihen aufgeschichtet unterm Scheunendach und im vollen Holzschopf hinter dem Haus. Im Ofenröhre, hinter den mit Goldbronze gestrichenen Türchen, ließen sich herrlich Bratäpfel brutzeln.

Das Bild, das Marie zur Ablenkung betrachtete, hatte sie

von ihrer Großmutter Franziska geerbt. Von der Großmutter, die einst im Schloss als Bedienstete gearbeitet hatte. Diese Großmutter hatte das Bild von ihrem Herrn geschenkt bekommen. Als Kind zweifelte Marie an dieser Aussage. Der Herr war für sie Gott aus der Stadtpfarrkirche, aus der Kirche in Gorheim oder aus der Krankenhauskapelle. Wobei sie annahm, dass der Herr am liebsten in der Stadtpfarrkirche wohnte, weil die doch am größten und prächtigsten war. Dieser Herr verschenkte bestimmt keine alten wertvollen Bilder. In Gorheim bekam man von den Patres, die wirklich arm waren, weil sie auch im Winter nur Sandalen trugen, kleine Heiligenbilder geschenkt. Aber nur, wenn man ein Heidenkind gekauft hatte. Für zwanzig Mark konnte man sich damals einen Namen aussuchen und auf den wurde dann ein Heidenkind in Afrika getauft. Damit war wieder eine arme Seele dem Teufel entrissen und für das Paradies der katholischen Kirche gerettet. Aber alte, wertvolle Bilder verschenkten die Patres nicht. Marie bekam regelmäßig eines der Heidenkinder zum Geburtstag, zum Namenstag und zu Weihnachten geschenkt. Über die Errettung der Kinder in ihrem Namen freute sie sich zwar, nur, sie hätte zu gern den Namen, auf den dieses Kind, immer ein Mädchen, getauft wurde, einmal selbst ausgesucht. Sie hätte ihnen Namen wie Anita, Gisela und Bettina gegeben, anstatt Maria, Elisabeth und Johanna. Marie stellte sich vor, dass die armen Kinder auch lieber moderne Namen gehabt hätten. Aber da blieb Oma Franziska hart. Sie bezahlte, also suchte auch sie die gottgefälligen Heiligennamen aus. Die Bildchen bekam Marie für ihr Magnifikat als Lesezeichen. Dafür hatte ihr die Großmutter, bevor sie starb, das Geschenk ihres Herrn, das alte Bild vermacht. Für die Oma war Marie für die frommen Bilder zuständig. Obwohl auch ihre Tante Rosa das Ölbild gerne gehabt hätte. Im Schloss wohnte der Fürst und irgendwann begriff Marie dann den Unterschied zwischen ›Gott dem Herrn‹ und

Großmutter Franziskas »Herrn«. Das Bild war vom Alter gedunkelt und von einem Gitter feiner Risse überzogen. Es sah aus, wie ein in der Dämmerung geknipstes Farbfoto, bei dem der Blitz nicht funktioniert hatte. Aus der Dunkelheit des Bildhintergrundes tauchten zwei sanfte Frauengesichter auf. Sie sollten Maria und ihre Mutter Anna darstellen. Ihre hellen Hände hatten sie seltsam über das im Vordergrund liegende, nackte Jesuskind erhoben. Die Hände hielten einen fast unsichtbaren Schleier. Wenn man nicht gesagt bekam, dass da ein Schleier war, konnte man ihn auch nicht sehen. Der Schleier sollte das Kind wohl vor Mücken und Fliegen schützen.

Das Bild hatte Marie schon immer magisch angezogen. Sie hatte fast bei jedem ihrer Besuche die Großmutter gefragt: »Wo hast du denn das Bild her?« Die Großmutter hatte auch nach dem 100sten Mal geduldig das gleiche geantwortet: »Mein Herr hat es mir geschenkt« und fast immer hatte sie noch hinzugefügt: »Es ist ein sehr wertvolles, altes Bild.« Für Marie war später, als das Bild bereits ihr gehörte, Großmutter Herr der Fürst persönlich. Nur, es gab leider keine Urkunde, keinen schriftlichen Beweis, dass das Bild zu Recht in ihrem Esszimmer hing.

Marie ging regelmäßig ins Schloss und widmete bei den Führungen ihre besondere Aufmerksamkeit der Sammlung alter Meister. Sie studierte sie und hoffte, den Maler ihres Bildes herauszufinden. Sie hatte eine Vermutung. Ihr Bild wies eine nicht klar erkennbare Signatur auf. Sie hätte das Bild gerne einem Sachverständigen gezeigt, befürchtete aber, solange sie dessen Herkunft nicht beweisen konnte, dass man ihr den Besitz streitig machen könnte. Das Bild war von Geheimnissen umwoben, so wie das geheimnisvolle Lächeln der Frauen und des Kindes hinter dem kaum sichtbaren aber doch vorhandenen Schleier. Vielleicht sollte es so sein und auch so bleiben.

Der Geruch, das Ergebnis der Gewichtsverlagerung von Franz, holte Marie in die Wirklichkeit zurück. Sie riss die Tür zur Terrasse auf und trat in die bereits wärmende Frühlingssonne hinaus. Sie stützte sich auf die gemauerte Brüstung, die zwei Seiten umfasste, und atmete erleichtert tief ein und aus. Der Frühling drückte an allen Ecken und Enden aus der Erde. Alles roch neu und erwartungsvoll. Im Wald platzten bereits die Knospen der Buchen. Es sah aus, als ob ein zarter, zu erahnender, hellgrüner Schleier, genau wie über dem Jesuskind, nun über den sonst noch kahlen Ästen der Bäume hing. Es würde nicht mehr lange dauern und die ersten Maikäfer würden sich auch in ihren Gärten herunter verirren und über das frische Grün hermachen.

Marie betrachtete die mit Narzissen und Tulpen dicht bepflanzten Ränder der an dieser Seite das Grundstück begrenzenden Hecke. Ein paar blaue Hyazinthen schmeichelten mit ihrem süßen Duft ihrer gekränkten Nase. Auf der Suche nach einem Wurm scharrte ein Amselweibchen eifrig die Erde von den Blumenzwiebeln. Der Vogel ließ sich von Marie nicht stören, hielt nur ab und zu kurz inne und schaute mit schief gelegtem Kopf und glänzenden, wachen Äuglein zu Marie hinüber. Auf dem Dach des Nachbarhauses saß ein Amselmännchen und sang sich fast die Seele aus seinem kleinen, schwarzen Leib.